

Unverkäufliche Leseprobe aus:

**Ladislaus Szücs**

**Zählappell**

Als Arzt im Konzentrationslager

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

# Inhalt

<b>Vorwort des Herausgebers</b> . . . . .	9
<b>Zählappell</b> . . . . .	13
Mein Werdegang . . . . .	13
Verschleppung . . . . .	25
Melk . . . . .	33
Die elektrische Harfe . . . . .	45
Als illegaler Arzt im Revier . . . . .	51
Krankengeschichten für die Nachwelt . . . . .	67
Der Bursche aus dem Szeklerland . . . . .	69
Das Ärztespiel der SS . . . . .	78
Der Bombenangriff . . . . .	80
Die Ruhr . . . . .	85
Dr. Sora . . . . .	87
Musik . . . . .	89
Jahrmarkt des Elends . . . . .	91
Muzikant . . . . .	95
Urlaub vom Hades . . . . .	97
Der Russe mit dem Fußstumpf . . . . .	100
Bloßstellung eines Spitzels . . . . .	102
Puzu . . . . .	104
Das Schicksal der Kollegen . . . . .	105
Die zweite Ohrenoperation . . . . .	107
Tod eines Verwandten . . . . .	109
HNO-Instrumente . . . . .	110
Methylalkohol . . . . .	116
Im Block der Kapos . . . . .	119
Flußlappen. Ein Fall von Apnoe . . . . .	121
Entlausung . . . . .	126
Weihnacht 1944 . . . . .	129
Das Silvesterkabarett . . . . .	131

Was-wenn-Gespräche . . . . .	134
Mein Geburtstag . . . . .	135
Die Ermordung der Slowaken . . . . .	138
Dr. Schönfeld . . . . .	143
Luftkämpfe über Melk . . . . .	146
Werden wir vernichtet oder evakuiert? . . . . .	148
Ein Traum . . . . .	150
Zerfallerscheinungen . . . . .	152
Auflösung des Lagers ohne mich . . . . .	153
Die Verschiffung . . . . .	158
Linz . . . . .	163
Hungermarsch . . . . .	164
Ebensee . . . . .	169
Die Hochzeitsnacht mit der Freiheit . . . . .	181
Der Eiseshauch aus der Zukunft . . . . .	184
Der Tod des Komsomolzen . . . . .	187
Der Koffer . . . . .	192
Hans Taubmann . . . . .	194
Abenteuerliche Heimfahrt . . . . .	197

<b>Epilog: Flaschenpost an meine erste Frau . . . .</b>	<b>207</b>
---	------------

# Zählappell

## Mein Werdegang

Ich betrachtete die vielen weißen DIN-A4-Bögen als künftige Träger meiner Erlebnisse mit gehöriger Achtung und Beklemmung, ob ich imstande sein werde, ihre Seiten so wahrheitsgetreu zu füllen, wie ich die Geschehnisse in meinem Inneren erlebte. Es wird jetzt allmählich still um mich nach einem halben Jahrhundert ärztlicher Tätigkeit. Dreizehn Etagen tiefer schlängelt sich unser gemächlich dahinfließender Vater Rhein. An seinen Ufern hat mich das Schicksal nach so viel Unbill als Strandgut zur Ruhe gesetzt. Er begleitet mich bei meinen Spaziergängen an seinem waldbedeckten Ufer, wobei er mir die Gelegenheit gibt, bei seinem gleichmäßigen Rauschen über meine bewegte Vergangenheit nachzusinnen. Hie und da versucht er, meine Visite schon nach ein paar regnerischen Tagen zu erwidern, aber das gelang ihm meist nur bis zur Tiefgarage.

Ich bin das Kind dieses Jahrhunderts. Neun Jahre alt war es, als ich mich seinem holprigen Weg im Jahre 1909 zugesellte. Als ich in der schläfrig-summenden Tätigkeit der damals noch zur Österreich-Ungarischen Monarchie gehörenden Provinzstadt Neumarkt mein Bewußtsein erlangte, war schon der Erste Weltkrieg da. Sieben Jahre alt war ich, als wir mit meiner Familie vor dem rumänischen Einfall zu meinen Großeltern nach Debresin in der ungarischen Tiefebene fliehen mußten. Nach dem Ersten Weltkrieg zerfiel die Monarchie, und Siebenbürgen wurde endgültig Rumänien einverleibt.

Als mittelmäßiger Schüler polierte ich dann weiter die schon vier Jahrhunderte abgewetzten Schulbänke des berühmten Neumarkter Kollegiums. Hier wurde ich mit dem lauwarmen Antisemitismus erstmals konfrontiert, nach der bewährten Regel: Antisemit ist, wer die Juden über das notwendige Maß hinaus haßt. Die fünfzig Prozent meiner jüdischen Schulkameraden, die die Nazizeit überlebten, haben mit ihrem Samen drei Kontinente mit Nachkommenschaft

befruchtet. Wahrlich ein harter Job für die praktizierenden Antisemiten, die Welt judenrein zu machen!

Die Reife habe ich in der rumänischen Sprache, die ich kaum beherrschte, 1927 mit Müh und Not bestanden. Wegen antisemitischer Ausschreitungen konnte man damals als Jude auf rumänischen Hochschulen kaum studieren; so habe ich mein Medizinstudium in der Weimarer Republik in Leipzig absolviert, nach der Machtergreifung der Nazis unter den letzten nichtarischen Kandidaten. Wie ich mich heute zurückentsinne, war es beileibe kein Honigschlecken, was ich als Augenzeuge in diesem bewegten Frühling '33, als das Nazizeitalter in Deutschland begann, in Leipzig miterlebte. Der tierische Vandalismus, der Boykott-Tag am 1. April, das Wüten der Schlägertrupps, nächtliche Schüsse, Schreien, Terror überall. Ich empfand die damaligen Berichte als eine nur abgemilderte Wiedergabe der Realität, was u. a. auch an der schwierigen und gefährlichen Berichterstattung liegen konnte.

Mit meinem frischerworbenen Diplom, mit den begehrten zwei Buchstaben vor meinem Namen habe ich mich an der HNO-Abteilung des Budapester Israelitischen Krankenhauses um eine Assistenzstellung beworben. Ich hatte nämlich mit diesem Fach als Medizinstudent bei Professor Lange in Leipzig schon Kontakte gehabt; außerdem hegte ich den kindisch-naiven Plan, meine durch Scharlach taub gewordene ältere Schwester zu heilen. Bereut habe ich es nie, dieses Fach gewählt zu haben, das mir, wie sich später herausstellte, das Leben gerettet hat. Meine beiden dortigen Lehrer, der Laryngologe Professor Pollatsek und der Otologe Fleischmann, standen im Geiste bis zuletzt oft bei meinen beruflich schwierigen Situationen an meiner Seite und führten meine unsicheren Hände. Das war in den Jahren '33 bis '36. Von da ging ich, um mein Studium zu vervollständigen, für ein Jahr zu dem damaligen Papst der Ohrenheilkunde, zu Professor Neumann nach Wien. Ich wurde bald sein Liebling, nicht wegen meiner Fachkenntnisse, weit gefehlt, eher, weil ich die drei Sprachen beherrschte, von denen er keine richtig sprach, Deutsch, Ungarisch und Rumänisch; und als Gegenleistung für die Hilfe beim Erledigen seiner ausufernden Korrespondenz durfte ich schon bald operieren. Zu meinem Bedauern mußte ich schon vor Jahresfrist zum Sterbebett meines lieben und verhältnismäßig jungen Vaters nach Bukarest eilen, wo jetzt meine Familie lebte.

Ich konnte mich da kaum umsehen, als mich die Weltgeschichte wieder einholte. Das kriegerische Gehaben des Dritten Reiches hatte die europäischen Völker, somit auch Rumänien, zur Vorsicht gemahnt. Man wurde für kürzer-längere Zeitabschnitte zum Militär einberufen. Ich wurde als Regimentsarzt in eine kleine moldowenische Provinzstadt, Roman, geordert. Der Kollege, den ich ablösen sollte, übergab mir eine einzige Injektionsspritze mit einer Kanüle, um bei den einberufenen Rekruten die von ihm begonnene Typhus-Schutzimpfung fortzusetzen. Die ein einzigesmal ausgekochte Spritze sollte vor Gebrauch lediglich mit einem Alkoholtupfer abgewischt werden. Als ich mich weigerte, diesen Usus fortzusetzen, und bei dem Regimentsoberarzt Beschwerde anmeldete, ermahnte er mich kurz, daß das ein Befehl sei, und niemand sei daran gestorben. Gestorben daran war auch niemand; zu meiner angenehmen Überraschung war sogar bei den Hunderten von Geimpften keine einzige entzündliche Reaktion entstanden; aber bei mir dachte ich an den geistreich formulierten Rat meines Lehrers weiland Professor Sonntag in Leipzig, daß man die Lues womöglich auf dem »Felde der Ehre« erwerben soll, um wenigstens etwas Freude dabei zu haben. Sonst wurden meine mit Müh' erworbenen medizinischen Kenntnisse kaum in Anspruch genommen. Das Studium der verschlungenen Wegspuren der Fliegen auf den dreckigen Fensterscheiben in meiner engen Behausung und die Lektüre – die Abenteuer des »kleinen Prinzen« – dienten dazu, mir die Zeit zwischen den Rundfunknachrichten auszufüllen, die immer beunruhigender wurden.

Es war im Wonnemonat Mai. Wir schrieben 1940. Ich begriff die Notwendigkeit, meine persönlichen Angelegenheiten zu ordnen, und rief meine Freundin, die aus Temesvar stammende Gebrauchsgrafikerin Hedy Németi, in Bukarest an.

»Willst du mich heiraten?« begann ich überstürzt.

Nach kurzer Pause:

»Da ich momentan kein besseres Angebot habe, einverstanden.«

»Ich liebe dich.«

»Ich dich auch, aber wenn es nur wieder um deinen verlorenen Hosenknapf geht, den nähe ich auch an, ohne daß du mich heiratest.«

Sie kam, und wir heirateten in Roman im Beisein der lokalen militärischen »Hochprominenz«: des Leutnants und des Korporals vom Sanitätsdienst.

Nun mischte sich aber die höhere Politik in meine privaten Angelegenheiten; unsere Hochzeitsreise – wenn ich das so bezeichnen kann – wurde nämlich durch die Sowjetmacht bestimmt, die kurz nach unserer Heirat Mitte Juni 1940 Bessarabien und einen Teil der Bukowina besetzte. Sie kamen auf unseren Standort zu, und niemand wußte, wo sie stehenbleiben würden. Es brach eine Kopflosigkeit in diesem Ameisenhaufen aus. Alle liefen irgendwohin. Wir nahmen die Gelegenheit wahr und fuhren ohne viel Federlesens nach Bukarest zurück. Unser Abgang in diesem Chaos sah wahrhaft nicht nach einer Hochzeitsreise aus. Hier ließ uns die Weltgeschichte ein paar Wochen, die nicht besonders flitterten, Ruhe bis zum sogenannten Wiener Schiedsspruch Ende August, laut welchem Rumänien einen großen Teil Siebenbürgens an Ungarn abtreten mußte.

Nun stellte sich die Gretchenfrage: Bleiben oder hinübergelien? Zwar waren wir Siebenbürger, doch sprach vieles für das Bleiben: unsere Familie, die Freunde, eine eingerichtete Praxis, die in Kürze eröffnet werden sollte. Aber auch für das Überwechseln waren Gründe vorhanden: Erstens war ich ein Fahnenflüchtiger, und wer weiß, wenn sich die Umstände beruhigen, würde man solche Fälle vielleicht untersuchen. Und da war noch das Angebot von meinem Professor Pollatsek, eine interessante Gelegenheit zur Zusammenarbeit, falls ich die ungarische Staatsangehörigkeit erlangte. Und nicht zuletzt dachten wir auch, daß die Rumänen ihre Wut wegen des Territorialverlusts an den zurückgebliebenen Siebenbürgern auslassen würden. Wenn man aber so viele Gründe anführt, so geschieht es manchmal, daß keiner stichhaltig ist. Wir wählten natürlich falsch, als wir mit dem letzten Zug, unter den Tränen der Zurückbleibenden, nach Neumarkt abreisten.

Wir täuschten uns gewaltig, wenn wir die Ungarn in Siebenbürgen als westlich-emanzipiert erwarteten. Wir mußten bald einsehen, daß man die Menschlichkeit nicht nach Breitengraden einteilen kann. Hier herrschte eine durch den unerwarteten territorialen Zuwachs angefachte nationalistisch-antisemitische Stimmung. Mit den wiedergetroffenen Freunden aus unserer Jugend haben wir dann die bangen Tage der Ankunft der ungarischen Soldateska, an der Spitze der Reichsverweser Horthy, gebrechlich auf einer weißen Stute sitzend, mit böser Vorahnung durchlebt. Wir waren unvermögend; unsere materiellen Verhältnisse waren begrenzt. Die Ärztekollegen,

die mich seit meiner Jugend kannten und jetzt in der Ärztekammer zu sagen hatten, haben mein Gesuch um Praxiseröffnung nur für jüdische Patienten genehmigt. Bald wurden wir auch aus der Wohnung, die wir nach unserer Ankunft gemietet hatten – damals standen wegen des Abgangs vieler Rumänen viele Wohnungen leer –, ohne vorherige Kündigung hinausgeschmissen. Bela Silberberg, den wir damals kennen- und schätzenlernten, hat uns sozusagen von der Straße in seine bescheidene Wohnung geholt und gestattete mir, das kleine Vorzimmer als Praxisraum zu benutzen, das sich dann als zu groß erwies, denn es kam niemand.

Im Mai '42 war der größte Teil der jüdischen Jugend, besonders die Intellektuellen, zum Arbeitsdienst zu der in Rußland operierenden ungarischen Armee einberufen worden; ich war glücklicherweise davon verschont geblieben. Vielleicht wegen meines nur kurzen Aufenthalts in der Stadt oder meiner kaum bekannten Praxis, wer weiß. Aus dieser Gruppe kamen nur wenige zurück; die Strapazen des 1942/43er Rußlandwinters hatten sie dezimiert. Die wechselnden Nachrichten mal über ein Vorrücken der Alliierten und die Rückschläge, die dauernde Unsicherheit haben wir mit der Fabel illustriert, wonach die Köchin die Krebse für die Suppe wiederholt zum Kochen auf den Herd stellt und dann, wenn die Gäste absagen, den Topf wieder absetzt.

Am ersten Oktober des Jahres '42 war ich dann auch zu einem für Rumänien eingerichteten Arbeitsdienst in Kocsoladfalva bei Dézs\* als Arzt einberufen worden; der militärische Leiter des Arbeitslagers, ein junger Leutnant, fand, daß man einem jüdischen Arzt nicht mal walachische Arbeiter anvertrauen dürfe. So wurde ich zur Feldarbeit eingeteilt.

Die Arbeit, einen Kubikmeter Erde täglich auszuheben, war besonders für Ungeübte sehr anstrengend. Da unter mehreren hundert Schwerarbeitern ziemlich oft ärztliche Hilfe nötig war, habe ich es so eingerichtet, daß ich abends nach der Arbeit, natürlich heimlich, die Kranken mit bescheidenen Mitteln zu behandeln versuchte. Wir haben im nahe gelegenen Dorf, wo wir für die Heeresleitung die Bahnstrecke bauten, von den dort wohnhaften Bauern, meist Rumänen, etwas Medikamente, meist Hausmittel nebst Verbandzeug er-

\* Rumänisch Dej



halten. Sowohl die Einwohner des Dorfes als auch meine Arbeitskollegen waren mir sehr zugetan; um mir zu helfen, haben sie mein Arbeitspensum unter sich aufgeteilt, wodurch ich meiner ärztlichen Arbeit besser nachgehen konnte. Dieser Zustand dauerte, bis eines Tages der Hauptmann, der uns hie und da Kontrollbesuch abstattete, mich mit beinahe menschlichen Worten um ärztliche Hilfe wegen seiner eingewachsenen Zehennägel bat. Seit ich ihm Hilfe leistete, wurde mir gestattet, mich gänzlich meiner ärztlichen Aufgabe zu widmen.

Eigentlich sollte ich diesem Arbeitslager eher dankbar sein, denn diese ein paar Monate dauernde »Abwechslung« hat mich von meinem seit meiner Studienzeit andauernden Magenleiden in kurzer Zeit gänzlich und vollständig befreit. Und das kam so: Da ich wegen der erwähnten Krankheit unter ärztlich vorgeschriebener strenger Diät leben mußte, hatte meine Frau meinen Rucksack hauptsächlich mit Zwieback, Keksen und ähnlichem Diätfraß vollgestopft. Wir kamen an einem kühlen Herbstabend im Arbeitslager Kocsolad an. Obwohl ich während der Fahrt im Viehwaggon meinen Rucksack leergefressen hatte, verspürte ich einen nagenden Hunger. Ich sah meinen frühen Tod in Form von Schweinshaxen mit Sauerkraut im klimpernden Blechnapf sich mir nähern. Ade! rief ich mir in Gedanken zu und verschlang im Nu den wunderbar riechenden Fraß. Auf mein wohlverdientes Ende wartend, war ich in kurzer Zeit wieder so hungrig wie vor dem Schmaus.

Bis zur Stunde von Magenbeschwerden heil, kehre ich nach dieser psychosomatischen Abschweifung zu meinem sejour in Kocsolad zurück. Es war Spätherbst geworden, die Tage kürzer, das Wetter kühler. Die Arbeiter waren nicht genügend gegen Kälte ausgerüstet. Sie waren heruntergekommen. Viele fieberhafte Erkältungsfälle, und ich hatte kaum die nötigen Medikamente zur Hand. Da die Widerstandskraft gegen Infektionen bei den Leuten nachließ, litten viele unter eitrigen Hauterkrankungen. Eines Tages mußte ich bei einem Arbeiter einen Abszeß des Daumens öffnen. Ungefähr nach zwei Wochen bemerkte ich eine kleine Erosion an meiner rechten Hand, die sich allmählich vergrößerte. Es stellte sich heraus, daß der Patient, bei dem ich den Abszeß geöffnet hatte, an Lues litt. Ich glaube, ich brauche erst gar nicht zu erwähnen, daß ich, um mich bei dem chirurgischen Hantieren zu schützen, überhaupt nichts, nicht

mal einen Gummihandschuh, zur Verfügung hatte. Ich war beinahe sicher, daß ich die Syphilis akquiriert hatte. Zudem kündigte sich zu Besuch meine Frau an; ich weiß nicht, wie sie die Erlaubnis dazu erwirkte. Was nun? Wir hatten von Anfang an eine starke sexuelle Beziehung miteinander. Ich war ratlos. Was soll ich machen? Wie mich verhalten? Hätt ich nur jemanden mir Nahestehenden zu Rate zu ziehen. Aber die Natur der Angelegenheit war sehr delikat, und ich hatte niemanden, dem ich mich anvertrauen konnte. Oder doch; kaum zu glauben, wie erfinderisch man in Nöten sein kann. Ich ging schnurstracks zu dem dortigen Geistlichen der reformierten Kirche, den ich schon kannte und für einen taktvollen einfühlsamen Menschen hielt. Als ich ihm mein Problem etwas stotternd vorbrachte, beruhigte er mich erst und verlangte von mir nur so viel, daß ich die Ankunftszeit meiner Frau Hedy ihm mitteilte, damit er sie vom Bahnhof abhole, womit ich einverstanden war. Vor lauter Erwartung war ich kaum imstande, mich auf meine Arbeit zu konzentrieren. Als ich endlich, keuchend vor Aufregung, in die Baracke rannte, sah ich im Dunkel zuallererst ihre tränengefüllten Augen schimmern, und dann flog sie in meine Arme. Ich konnte mich kaum zusammenreißen, als ich gleich danach in die Administration gerufen wurde. Was mir alles in dem Augenblick meine Gedanken durchzuckte... Ich bekam nach beinahe sechs Monaten Dienst meine Entlassung.

Wir nahmen den ersten Zug nach Klausenburg, um einen dortigen Freund, den Dermatologen Dr. S., wegen meiner vermeintlichen Luesinfektion zu konsultieren, die dann zu unserer Freude sich als eine banale Hautinfektion herausstellte, welches, wie mir Hedy jetzt erzählte, der taktvolle Dorfpastor als etwas Wahrscheinliches ihr vorhergesagt hatte. Endlich konnten wir uns jetzt in einem Zugabteil richtig aussprechen. Wir hatten uns sehr viel zu erzählen. Unsere lange Trennung konnten wir mit knappen zensierten Mitteilungen kaum überbrücken. Es war grausam, daß ich mir ihr Gesicht zuletzt kaum mehr in meinen Träumen, Gedanken hatte vorstellen können. Als ich sie fragte: »Wie bist du finanziell über die Runden gekommen?«, sagte sie: »Kannst du dich erinnern, als nach unserer Heirat mein Vater dir die lächerliche Papiertüte mit altem Kram von kaputten Ketten und Broschen überreichte? Das war die Frucht seiner langjährigen Arbeit als Buchhalter, die er für seine Tochter zusam-

mengespart hatte. Was soll ich dir sagen: *Er* hätte *uns* damals auslachen können ob unserer Naivität; in den heutigen Kriegszeiten ist Gold die beste Anlage. «

»Siehst du«, erwiderte ich ihr, »es gibt nicht nur die Vernunfttheirat, wo die gegenseitige Liebe vielleicht später doch erwacht, sondern auch umgekehrt: wenn aus einer Liebesheirat eine Vernunftthe wird, wie die unsere.«

Unsere heitere Stimmung, das kleine Blaue vom Himmel, verflüchtigte sich bald. Die Krebsuppe begann bald zu kochen. Es war kaum Hoffnung mehr, daß die Gäste absagen.

Ungarn wurde wegen vermuteter Fühlungnahme mit den Alliierten am 19. März 1944 von deutschen Truppen besetzt. Es verdichteten sich die Nachrichten über eine baldige Deportation der Juden. Wir mußten den Judenstern aufnähen. Bald mußten die jüdischen Einwohner der Stadt unter angedrohtem Vergelt sich zur Registrierung melden und ihre Wertsachen, Juwelen, Gold, abgeben. Wir haben, wie so viele, unsere alleinige Habe, unser Bruchgold, im Garten des Hauses, wo wir wohnten, vergraben, was ich nie wieder gefunden habe. Das deutsche Militär blieb unsichtbar. Doch nicht ganz: Denn eines Vormittags meldete sich ein Heimwehrsoldat in meiner Praxis mit einem verrutschten blutverschmierten Nasentampon bei bestehendem Nasenbluten. Auf meine Bemerkung, das sei keine richtige Praxis und ich dürfe nur Juden behandeln, berief er sich auf meine Menschlichkeit und auf seine jüdische Urgroßmutter. Das war aber schon zu viel, als daß ich meinen Lachkrampf hätte beherrschen können, und ich stand mit schallendem Gelächter vor diesem Haufen rhynologisch-moralischen Elends, der mich blöd anschaute, passend für ein Standbild der Situation, und verpaßte ihm ein improvisiertes Nasentampon. Das Zücken seiner Geldbörse wehrte ich mit einer Handbewegung ab.

Die Menschen, die uns kannten, sogar die, mit denen wir gesellschaftlichen Umgang pflegten, vermieden unsere gelbliche Gesternlichkeit und schlugen schon von weitem einen Bogen um uns. Von den wenigen Ausnahmen nenne ich vor allem meine gewesenen Schulkameraden und den Bruder des späteren letzten bürgerlichen Staatspräsidenten Groza, den ich wegen seiner hemmungslosen Wut auf die Nazis, die er auch öffentlich nicht verhehlte, von jetzt an aus Angst mied.

Es wurde mir auferlegt, ausnahmsweise die Tochter eines Polizeiobermanns zu behandeln, wenn auch ohne Honorar; dafür hatte er mir hinter vorgehaltener Hand mitgeteilt, daß alles über die Deportation der Juden Greuelmärchen seien. Ihm könnten wir Vertrauen schenken, wenn er uns versichere, daß man uns nur zur Arbeit nach Nyirseg in der ungarischen Tiefebene transportiere. Somit genoß er nicht nur ärztliche Gratisleistung, sondern hat auch noch sein Desinformationspensum, das wahrscheinlich auferlegt war, gleichsam erfüllt. Überhaupt war die aus dem ungarischen »Mutterland« eingeschleuste Administration, die sogenannten Mutterländler, meist hochnäsiger arrogant auftretende Gesellen, sogar von ihren hiesigen Artgenossen verpönt. Die BBC, die wir insgeheim abhörten, brachte ganz andere Nachrichten. Sie berichteten über die Vergasung abertausender Juden in Auschwitz. Wir fanden diesen Ort in unseren Karten nicht und konnten außerdem mit normalem Verständnis einem sogenannten Kulturvolk im Europa des zwanzigsten Jahrhunderts ähnliches nicht zutrauen.

Nur allmählich taucht durch die alles ebene Zeit das bärtige Gesicht meines Schulkameraden und Namensvetters Laci Rend. So was zu wagen wie einen Vollbart in damaliger Zeit und noch dazu mit achtzehn Jahren, wo die Altersgenossen noch vergeblich ihr flaumiges Gesicht um ersehnten Bartwuchs täglich mit dem Rasiermesser blutig kratzten. Umsonst hat ihn unser immer auf Humor ausgerichteter Literaturlehrer Molter beim Abhören aufgefordert: Nehmen Sie gefälligst Ihren Bart ab, wenn Sie mit mir sprechen! Er konnte es bei bestem Willen nicht, da seine rechte Hand, seit ihm seine Flinte gelegentlich einer Pirsch unglücklicherweise losging, gelähmt geblieben war. Er besuchte uns ein paar Tage vor unserem Abtransport und bestätigte die Nachrichten aus London, daß unsere Verschleppung auch unsere Vernichtung sein werde.

Er beschwor uns, zu ihm zu fliehen. Er war hauptberuflich Oberpostinspektor und betrieb ein kleines Gehöft in der Nähe der Stadt. Ein kleiner Planwagen stand vor unserem Tor, und wir konnten uns nicht entschließen; wir standen auf verlorenem Posten auf legaler Basis. Laci glaubten wir nicht, jenem schöndekorierten Polizeioffizier ja. Wir übergaben ihm eine noch bei mir gebliebene goldene Taschenuhr von meinem gottseligen Vater und einen Perser-Gebetsteppich zum Aufbewahren. Das zierliche kleine Pferd mit dem

Planwagen und darauf der schöne unwahrscheinlich lange Bart mit Laci Rend gingen von unserem Fenster und verschwanden mit unserer letzten Chance in der Dämmerung. Wir schauten uns ratlos und verloren an.

Bevor ich weitererzähle, möchte ich noch über Laci einiges berichten. Wäre ich ein begnadeterer Berichterstatter, müßte schon aus den paar Sätzen, die ich über ihn schrieb, seine menschliche Größe erscheinen. Nach meiner Rückkehr aus der Deportation erfuhr ich, daß er während des Krieges als Postbeamter getarnt für den britischen Geheimdienst tätig war und so über die Deportation genau Bescheid wußte. Zwar durfte er darüber unter keinen Umständen sprechen, doch das Verschweigen ließ sein Gewissen nicht zu. So war er – wie er mir erzählte – auf das Schlimmste gefaßt, als nach unserer Verschleppung die Männer der Sicherheitsorgane in seiner Wohnung erschienen. Und siehe – solche Wunder gab es auch –: Sie sind nur wegen der paar Sachen angetreten, die wir auf seinen Vorschlag ihm zur Aufbewahrung anvertraut hatten. Wer ihn verraten hatte, wisse er nicht. Ich konnte ihm die Angelegenheit aber gleich erklären: Derjenige, der ihn preisgab, war ich. Die Schergen der Polizei haben mich nämlich im Sammellager in der Ziegelfabrik vorgenommen und ermahnt, wenn ich den Verbleib meiner Wertgegenstände nicht preisgebe, dann schlagen sie es aus meiner Frau heraus. Diesen Beweggrund ließ Laci gelten mit der Bemerkung, daß er die zwei Wochen Arrest, die er absitzen mußte, als Devotament für das Andenken meiner im Lager ermordeten Frau betrachten wolle.

Mitte April war's dann so weit: Die Deportation der Juden begann. Wir durften so viel mitnehmen, wie jeder tragen konnte. Am Vorabend saßen wir noch mit meiner Frau Hedy zusammen neben unseren mit Habseligkeiten gefüllten Rucksäcken und unterhielten uns halblaut über tausend Neben- und Hauptsächlichkeiten, z. B. wie aktuell jetzt für uns die bekannte spielerische Frage sei »Was würdest du mitnehmen auf eine verlassene Insel, wenn...« in Anbetracht unserer armseligen Bündel, wobei uns ein unruhiger halbwachter Schlaf überfiel, aus dem wir frühmorgens unsanft durch schrilles Pfeifen und laute Kommandos von der Straße gerissen wurden. Unter Frauen- und Kindergejammer haben wir uns fertiggemacht. Inzwischen hat sich eine sich durch die ganze Stadt windende Kavalade aus der jüdischen Bewohnerschaft der Stadt gebildet, die lang-